

Kommentare

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **73 (1993)**

Heft 9

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Japan in Zürich

Rückblick auf die Junifestwochen

«Nach meinen Vorstellungen ist die Kultur das Haus des Friedens. (...) Ich denke, dass die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Schweiz und Japan nicht nur von Kultur geprägt, sondern auch von ihr geleitet werden sollten. (...) Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn der Besucher seine Aufmerksamkeit hauptsächlich dem geistigen Aspekt der vorgestellten Kultur Japans sowie der dahinterstehenden Weltanschauung schenken möchte.»

Die zitierten Sätze stammen aus dem Grusswort des japanischen Botschafters in der Schweiz, seine Exzellenz *Tisati Cato*. Der folgende Bericht möge der Aufforderung in bescheidenem Rahmen nachkommen.

Meine Überlegungen zum facettenreichen Thema «*Japan in Zürich*» kreisen sowohl um das Verhältnis von Geschichte und Gegenwart als auch um die Beziehung zwischen Japan und dem Westen. Die beiden Entgegensetzungen zeigen enge und lose, doch immer interessante Verbindungen. Ich beschränke mich auf Bildende Kunst und Literatur. Die zwei Gebiete waren in Zürich, und sind es zum Teil noch jetzt, aufs beste dokumentiert. Die Künste, zu denen auch die in diesem Aufsatz nicht berücksichtigten wie Architektur, Musik und Tanz gehören, sind überall, zu allen Zeiten Zeugen ihrer je eigenen Epoche. Bildende Kunst ist über nationale Grenzen hinaus «lesbar», und die Literatur ist es in Übersetzungen ebenfalls.

Leerräume als Energiequellen

Die kurze, nur von Anfang März bis Mitte April dauernde Ausstellung im Museum Rietberg, «*Zen – Meister der Meditation*», veranschaulichte, wie Skulptur, Malerei, Schriftkunst und literarische Texte in enger, sinnstiftender Weise voneinander abhängig sein können. Die nachfolgende Präsentation von Nô-Masken und Gewändern des japanischen Theaters ist primär innerhalb der Zen-Kultur zu betrachten. – Den Übergang von der Tradition zur Moderne manifestieren im Stadthaus die Kalligraphie-Ausstellung «*Sho*» und im Bellerive-Museum einerseits die frühen Zeugnisse des hochentwickelten Kunsthandwerks und andererseits die aus dem gleichen Geiste geschaffenen reinen Kunstobjekte, die Steinskulpturen von Akiko Satô. – Die Sho-Schau, organisiert von der Kalligraphiemeisterin Suishû T. Klopfenstein-Arii, bot eine ausserordentliche Gelegenheit, das eigene Urteilsvermögen zu schärfen. Es waren hier vereinigt die Werke von drei in Japan tätigen Schriftmeistern mit der Kollektion der in der Schweiz lebenden Schriftkünstlerin Suishû T. Klopfenstein-Arii und dazu die Arbeiten ihrer hiesigen Schüler und Schülerinnen. – An den Exponaten, im Haus für konstruktive und konkrete Kunst, unter dem Titel «*Zwei Energien*» sowie an den Plakaten 1978–1993 im Museum für Gestaltung und an den Installationen von Tadashi

Kawamata im Helmhaus und von Tatsuo Miyajima in der Kunsthalle ist abzulesen, wie international die Kunst sich entwickelt hat, so dass anfänglich nur die Autorennamen die Herkunft verraten. Von einer Polarisierung – Japan und der Westen – kann heute, ganz im Gegensatz zur Zeit der letzten Jahrhundertwende, nicht mehr in gleichem Masse gesprochen werden.

Wie sich Ost und West damals begegnet sind, wurde im Zürcher Kunsthaus in der grossen Ausstellung «*Die Nabis – Propheten der Moderne*» vor Augen geführt. Die bis Mitte Oktober im Haus zum Kiel versammelten Japanischen Farbholzschnitte sind dazu eine treffliche Ergänzung. Mit einem für Japanisches sensibilisierten Blick können uns längst bekannte Werke neu betrachtet werden. In den Bildern von Vuillard, Bonnard und Vallotton, genauso wie in denen der meisten ihrer Zeitgenossen, sind Grundprinzipien fernöstlicher Maltradition zu erkennen. Dank ausgewählter japanischer Farbholzschnitte bot sich im Kunsthaus die Gelegenheit, vor den Objekten nachzuvollziehen, was die Pariser Künstler von ihren Vorbildern gelernt haben. Denn die Kunst des Ostens – und im besonderen die japanische – hatte durchaus Vorbildcharakter; sie wirkte befreiend. Als Kuriosum muss allerdings vermerkt werden, dass die Holzschnitte, die seit den späten siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Frankreich ausgestellt, verkauft und von vielen Malern gesammelt wurden, in Japan keinen Sammlerwert hatten. In den grossen fürstlichen Kollektionen der Tokugawa-Epoche (1600–1868) fehlen die heute berühmten Meister.

Das europäische kunstinteressierte Publikum lernte erst an der Weltausstellung 1900 in Paris die frühe japanische Kunst kennen; alte buddhistische Sta-

tuen, Tuschmalereien aus allen Jahrhunderten waren zu sehen. Seltsamerweise oder bezeichnenderweise war der Einfluss dieser Werke auf die Künstler gering; denn Künstler schauen selektiv. Was sie für ihr eigenes Schaffen gesucht hatten, hatten sie in den vorausgegangenen Ausstellungen gefunden, und zwar vornehmlich in jener von 1890 in der Ecole des Beaux-Arts. Von diesem Datum an füllt Vuillard sein Tagebuch mit Studien japanischer Frauenköpfe und mit kalligraphischen Tuschzeichnungen. Welches sind die Spuren der intensiven Auseinandersetzung in seinem Œuvre? Die auffälligste ist eine bisher unbekannte Kombination verschiedenartiger Flächenornamente. Vuillard verbindet in seinen Interieurs das Dekor der Tapete mit dem völlig andern des Teppichs, der Tischdecke, der Möbelbezüge und auch noch mit den gemusterten Kleidern der Figuren. Das farbige und lineare Ineinanderweben verleiht den Innenräumen eine vom Gegenständlichen unabhängige Intimität. Die Dominanz der arabeskenhaften Linie einerseits und die flächig die Körperformen überspielenden Gewänder – Stilmittel des japanischen Holzschnitts – sind da auf faszinierende Weise ins Westliche übertragen.

In Bonnards Œuvre lassen sich ebenfalls solche «Übersetzungen» nachweisen. Auch er besass eine grosse Holzschnittkollektion. Ihn interessierte die Funktion der Farbe. Der japanische Meister ist fähig, allein mit Farbflächen den höchsten Ausdruck zu erreichen. Bonnard schreibt: «*Il m'apparut qu'il était possible de traduire lumière, formes et caractère rien qu'avec la couleur, sans faire appel aux valeurs.*»

Die neuartige perspektivische Gestaltung in Vallottons Bildern geht auf fernöstliche Prinzipien zurück. Japanische

Anregungen zeigen sich deutlich in seinen graphischen Arbeiten. Weisse, schwarz konturierte Flächen kontrastieren mit meist kompakt schwarzen Flächen. Von solch strenger Reduktion ist es nur ein Schritt zur gegenstandslosen Darstellung.

Ein kleiner Schritt ist es, obwohl mehr als ein halbes Jahrhundert dazwischen liegt, zu den Bildern von Shizuko Yoshikawa und Yuko Shiraishi. In den Werken der beiden Frauen und in denen des Bildhauers Takashi Naraha genauso wie in den Skulpturen von Akiko Satô manifestiert sich das Spezifische, das wir «das Japanische» nennen. Yoshikawa erläutert im Katalogbeitrag die 1990 entstandene Werkreihe «Zwei Energien». Sie möchte auf den weissgrundigen, quadratischen, aus den Ecken heraus geometrisch strukturierten Bildern eine gedachte oder geahnte Zweiheit zum Ausdruck bringen. Denn als Japanerin, seit mehr als dreissig Jahren im Westen tätig, empfinde sie die Zweiheit von Ost und West zwar als unaufhebbar, aber nicht mehr als Gegensatz. Zwei unterschiedliche geistige Energien wirkten hier und dort, die westliche Energie sei kraftvoll und intellektuell, die östliche sei schmiegsam und intuitiv. Ein gegenseitiges Durchdringen, falls es gelinge, sei eine kulturelle Bereicherung.

Was packt uns in den auf der Spitze stehenden Quadraten? Es ist die Spannung zwischen dem leeren Zentrum und den aktivierten Ecken; hier liegen die Energiekerne. Im Jahre 1992 schafft Yoshikawa den Zyklus «Energien aus der Leere». Die leere Mitte dominiert als Energiequelle. Farbstreifen unterschiedlicher Länge und Breite, weder unter sich noch zum Bildrand parallel rhythmisieren das stehende weisse Quadrat.

Die japanische Malerin gibt das Stichwort «Leere». Es ist ein altvertrautes, doch nun, da der Begriff augenfällig gemacht wird, wie das auch in den Ausstellungen im Rietberg-Museum geschehen ist, scheint er verständlicher geworden. Die Leere ist eine wesentliche Komponente der Zen-Ästhetik. In der westlichen Kunst ist der leergelassene Bildgrund gleich den andern Flächen in die formale Organisation des Ganzen integriert. In der ostasiatischen Kunst ist die leere Fläche die Basis, von der aus das Bild «gelesen» wird. Selbst ein der Schrift Unkundiger kann ein sogenanntes Abschiedsbild lesen. (In den Klöstern war es üblich, dass die Mönche einem Freund oder Konfrater bei der Abreise ein Abschiedsgeschenk überreichten.) Ein Beispiel: In einem schmalen, hochformatigen Tuschbild sind der obere und teilweise der linke Rand von Schriftzeichen begleitet. Am untern Rand entdecken wir drei schwimmende und drei auffliegende Wildgänse; sie sind nicht grösser als die Schriftzeichen. Auf der Wasserfläche, der Horizont ist kaum zu erahnen, zieht mit geblähtem Segel ein Miniaturschiff, im Schlepptau ein winziges Boot. Der weite Himmel – in der Zen-Sprache: die Offene Weite – beherrscht das Ganze. Die Melancholie des Abschieds, die Einsamkeit, die Erwartung neuer Horizonte, all dies findet hier mit äusserst reduzierten Mitteln seinen Ausdruck.

Nô-Theater

Leere und Offene Weite sind Synonyme; beim Nachdenken über die Zürcher Veranstaltungen drängen sie sich immer wieder auf. Im Horizont der Offenen Weite verbindet sich das Augenerlebnis in der Masken- und Ge-

wänderausstellung mit dem Seh- und Hörerlebnis in der Nô-Theaterraufführung. Der Eindruck eines absolut anderen ist anfänglich bestimmend, doch sobald wir uns mit theoretischen Schriften zum Nô-Spiel befassen, baut sich das Fremdheitsgefühl unerwartet rasch ab. Die auf eine jahrhundertalte Tradition zurückblickende Komparu-Truppe präsentierte im Schauspielhaus vier Stücke, von denen eines von Seami und eines von Komparu Yasuteru, dem Schwiegersohn von Seami, stammt. Der Schauspieler, Dichter und Theoretiker Seami Motokiyo (1363–1443) hinterliess, nebst den von ihm verfassten Stücken, eine Reihe von Schriften über die ästhetischen Normen des Nô und über deren Aufführungspraxis. Im Deutschen unter dem Titel «*Die geheime Überlieferung des Nô*» bekannt.

In diesen Traktaten aus dem 15. Jahrhundert, die aus der Verbindung von Theorie und Praxis, aus persönlicher Erfahrung geschrieben wurden, wird das Charakteristikum greifbar, das sich in allen japanischen Kunstgattungen manifestiert. Wir lesen beispielsweise: «*Gerade da, als der Schauspieler gar nicht spielte, war er besonders fesselnd.*» Scheinbare Inaktivität hat nur darum höchste Wirkung, weil der Spieler fähig ist, die Spannung, unter der er während seines Tanzes, seines Gesanges, seiner Gestik gestanden hat, noch lange danach auszuhalten. Diese letzte Konzentration zeigt sich, wenn überhaupt, in einem leichten Vibrieren des Kopfes oder des Fächers. – In der Bildenden Kunst sprechen wir von leerer Fläche; in der Musik von Intervall; in der Dichtung von Atempausen. Auch hier – scheinbare Inaktivität.

Die Leerräume sind Energiequellen, sie rufen mannigfache Aktivitäten hervor; Seami gebraucht die Metapher des

durchsichtigen Kristalls, der «*Feuer und Wasser ausstrahlt*». Der Gegensatz von Leere und Fülle und die Entsprechung Leere und Schlichtheit sind die beiden Spannungsverhältnisse, die wir in japanischer Kunst seit je wahrnehmen, selbst im Schaffen unserer Zeitgenossen. Ich denke an die Installationen von Tatsuo Miyajima, speziell an «*Running Time*». Da gehen wir in einem grossen dunklen Raum den Wänden entlang. Der Boden glänzt tiefschwarz wie Wasser. Auf der Oberfläche flitzen kleine, rote, in unterschiedlichem Rhythmus tickende digitale Zeichen herum. Wir erinnern uns an riesige Aquarien, die uns die Vorstellung des Ozeans vermitteln. – Das Meer, die unfassbare Weite suggeriert die Unendlichkeit der Zeit. – Wir erinnern uns auch an die stillen Zen-Gärten, an die ruhigen, weissen Flächen von feingeharktem Kies und darin ein kleiner, ein grosser scharfkantiger und ein, zwei runde, abgeschliffene Steine. Diese Trockenlandschaften versinnbildlichen in ihrer rustikalen Schlichtheit den umfassenden Begriff Natur. Die Natur, komprimiert in gleichmässige, parallele Kies- oder Sandwellen, die unablässig felsiges Land umspülen.

«**Alles fliesst**»

Tatsuo Miyajima versucht, mit den Mitteln des High-Tech das Fliessen der Zeit, ohne Anfang, ohne Ende darzustellen. Dieses Bewusstsein des «*Alles fliesst*» kommt in der japanischen Literatur, in Lyrik und Prosa, seit alters her stark zum Ausdruck. Der Erzählstil ist den langen Bildrollen vergleichbar, die nicht von einer Gesamtkomposition ausgehen, sondern Szene an Szene reihen, von denen immer nur eine gegenwärtig ist, da die vergangenen und

die zukünftigen wieder, beziehungsweise noch aufgerollt sind. Der Betrachter erlebt die Zeit als ein Kontinuum, als ein Unwiederbringliches – *fugit irreparabile tempus*. In der sinnlichen und geistigen Erfahrung der Vergänglichkeit gründet die von Trauer bestimmte buddhistische Weltsicht.

Die Sondergattung innerhalb der Malerei, die seit dem 17. Jahrhundert mit Ukiyo-e, das heisst «Bilder der fließenden Welt», bezeichnet wird, verrät wenig mehr von Wehmut und buddhistischem Tiefsinn. Die Welt wird zur Bühne mit raschem Szenenwechsel, die das heitere, sinnenfreudige Leben darstellen. Das Fließen zeigt sich jetzt in der Vorliebe der Künstler für Bildserien zu einem Thema. Ich denke an Sharaku, der in einer kurzen schöpferischen Periode von zwei Jahren (1774–75) mehrere Folgen von Schauspieler- und Ringkämpferporträts geschaffen hat. Von Hanurobu (1725–1770) gibt es u. a. den Zyklus «Acht Szenen in einem Freudenhaus am Meer». Der seit den französischen Impressionisten hochgeschätzte Hokusai (1760–1849) gestaltete die ersten eigentlichen Landschaftsbilder; unter vielen andern die Holzschnittserie «Sechsdreissig Ansichten des Fuji». Nicht minder berühmt sind im Westen die «Dreißig Stationen der Tôkaidô-Strasse» von Hiroshige (1797–1858). Die Zeit, das Leben – eine endlose Strasse, auf der jeder seine Strecke geht, ein Fluss, auf dem er eine Weile sein Boot lenkt, dieses Existenzgefühl formuliert Hiroshige in den ersten Zeilen seines Sterbegegedichts: «Ich sterbe und geh/ Frage nicht nach Nachrichten/ von der Hölle her.»

Die in der Tuschkmalerei und im erweiterten Sinn auch in der Kalligraphie gedankliche und offensichtliche Verbindung mit Literatur zeigt sich im Ukiyo-e

nur noch in der Darstellung von Kabukiszenen und im «Erzählstil» der Holzschnittserien, seien es Landschaften oder Genrebilder. Aus der gleichen Freude am Variieren und assoziativen Verknüpfen, mit der die Bilderzyklen geschaffen werden, entstehen ebenfalls die Kettengedichte.

Kettendichtung

Das Kettengedicht, das diesen Sommer, dank der Initiative von Eduard Klopfenstein, in Zürich zustande kam, beginnt folgendermassen: «Was die Blumen erst festhielten, lassen sie frei/ geben der Erde zurück: Farben Düfte Samen/ so schmücken sie ihre Zeit/ auch unsere Wörter/ gehören zur reichen Flora dieses Sterns.» (Tanikawa Shuntarô). Es war ein glücklicher Gedanke, ein sogenanntes Renshi zu veranstalten; das will heissen, zwei oder mehr Dichter einzuladen mit der Bitte, in einer begrenzten Zeit eine zusammenhängende Gedichtfolge zu produzieren. Die Kettendichtung ist seit dem Mittelalter ein Zweig der japanischen Literatur, der in allen Epochen mehr oder minder intensiv gepflegt wurde. Zwei- oder mehrsprachige Renshi gibt es erst seit wenigen Jahren. Das erste viersprachige, allerdings ohne Japaner, fand 1969 in Paris statt, und zwar mit dem Mexikaner Octavio Paz, dem Italiener Edoardo Sanguinetti, dem Engländer Charles Tomlinson und dem Franzosen Jacques Roubaud. Octavio Paz hielt damals in einem Begleittext seine neue Erfahrung fest; er schrieb, für einen Japaner sei ein Kreis von Dichtern ein sich öffnender Raum; er hingegen habe zu Beginn die Empfindung einer Einengung, ja einer Falle gehabt.

In Zürich versammelten sich die Japaner Ôoka Makoto und Tanikawa

Shuntarô, die Westschweizerin Eliane Vernay, der Tessiner Alberto Nessi und der Deutschschweizer Beat Brechbühl. In dieser japanisch-schweizerischen und doch viersprachigen Konstellation manifestiert sich ausser der Wortgewandtheit der Teilnehmer auch das Animierende, Zwingende gemeinschaftlichen schöpferischen Tuns. Was haben die Schweizer im Autorenkreis empfunden? Brechbühl dichtet zum Schluss: «*Ahnungen anderer Sprachen / und einen neu geputzten Spiegel meiner eigenen. / Ich bin ganz voll und bin ganz leer. / Ich bin ganz rund und bin ein Strich / in der Luft, ein Ton geworden, ein Punkt / während / der Reise.*» Auf einer Reise in die Imagination sind die fünf miteinander gewesen. Auf einer Reise um der Reise willen.

Ahnungen anderer Sprachen, fremder Kultur und Zivilisation, dies bewirken solche Veranstaltungen wie «*Japan in Zürich*». Die Kette der Missverständnisse im Osten und im Westen wird wohl trotzdem nie abreißen, aber ihre Fortsetzung findet in einem breiteren Spektrum statt. Möge die treffliche Metapher – den eigenen Spiegel putzen – für alle gelten! Wegputzen, was die klare Sicht hindert. In die Dichterrunde übertragen hiesse es: die Ohren putzen. Mit offenen Ohren hören, was der andere sagt. Das Auge und das Ohr freimachen von alten Aufnahmegewohnheiten; geistige Beweglichkeit einüben gegenüber dem Ungewohnten. Von Pierre Bonnard stammt der Ausdruck «*la perspective mobile*». Schon vor Ende des letzten Jahrhunderts befreiten sich die französischen Maler unter dem Einfluss der

ostasiatischen Kunst von der abendländischen zentralperspektivischen Sehweise zugunsten der Multiperspektivität. Die Gesamtheit der kulturellen Darbietungen zum Thema Japan erscheint unter diesem Aspekt als ein riesiges offenes Kunstwerk, das nie nur eine eindeutige Botschaft vermitteln könnte. Es wirkt als Stimulans in den verschiedensten Bereichen. Es ist ein Renshi ohne Ende.

Elise Guignard

Literaturhinweis:

Helmut Brinker und Hiroshi Kanazawa: Zen. Meister der Meditation in Bildern und Schriften. Museum Rietberg, Zürich 1993. – Brigit Bernegger: Nô-Masken im Museum Rietberg. Zürich 1993. – Oskar Benl (Hg.): Die geheime Überlieferung des Nô. Aufzeichnungen von Meister Seami. Insel Verlag, Frankfurt a. M. 1986. – Claire Frèche-Thory und Ursula Perucchi-Petri: Die Nabis – Propheten der Moderne. Kunsthau Zürich. Prestel Verlag, München 1993. – Japanische Holzschnitte im Museum Zürich. Katalog. Zürich 1977 – Suishû Tomoko Klopfenstein-Arii: Schrift und Schriftkunst in China und Japan. Schweizer Asiatische Studien. Studienhefte Bd. 13. Verlag Peter Lang AG, Bern 1992. – Mingei – Volkskunst aus dem alten Japan. Katalog mit ausführlichen Textbeiträgen. Museum Bellerive, Zürich 1993. – Zwei Energien. Katalog mit ausführlichen Textbeiträgen. Stiftung für konstruktive und konkrete Kunst, Zürich 1993. – Bernhard Bürgi (Hg.) Tatsuo Miyajima. Katalog mit ausführlichen Textbeiträgen. Kunsthalle Zürich. Octagon Verlag, München und Stuttgart 1993. – Wirtschaftskammer Schweiz-Japan (Hg.): Japan – Aspekte eines Landes und einer Gesellschaft. – Übersicht über sämtliche Veranstaltungen; Aufsätze von Fachspezialisten. Werd Verlag, Zürich 1993.

Thomas-Mann-Preis der Stadt Lübeck für Hans Wysling

Von der Vaterstadt des Dichters gestiftet, wurde im Frühsommer dieses Jahres der Thomas-Mann-Preis an den Zürcher Germanisten und Leiter des Thomas-Mann-Archivs an der ETH, Hans Wysling, verliehen. Ein Fachkollege des Geehrten, Eckhard Heftrich aus Münster, hielt bei diesem Anlass die Laudatio. Hans Wysling war von 1980 bis 1991 Mitglied des Vorstandes der «Schweizer Monatshefte» und veröffentlichte in dieser Zeitschrift auch Beiträge, so zu Thomas Manns Entscheidung von 1936 und zum Schweizer Roman seit 1945. Aus der Lübecker Laudatio von Eckhard Heftrich zitieren wir nachfolgend zwei Abschnitte.

«Ordnet man die Fülle der Publikationen nicht nach der Reihenfolge ihres Entstehens, sondern nach den Schwerpunkten, so gliedert sich's in vier Bereiche. Da ist zunächst die Schweizer Literatur des 18. Jahrhunderts. In dem von ihm 1982 herausgegebenen kulturgeschichtlichen Prachtband Zürich im 18. Jahrhundert hat Hans Wysling den Teil über die Literatur mit den Hauptgestalten Bodmer, Gessner und Lavater geschrieben. Es war nicht das einzige Mal, dass der Mann des Schreibtisches auch zum Organisator einer grossen Ausstellung geworden war. Auch der zweite Themenkomplex, um Gottfried Keller zentriert, kulminierte in der Doppelheit eines Buches und einer Ausstellung. Vom dritten Bereich, der Schweizer Literatur seit 1945, gibt es, trotz etwa zwanzig Aufsätzen, und nicht nur solchen über die bekanntesten Namen Frisch und Dürrenmatt, zwar noch keinen Sammelband. Aber da er geplant ist, werden wir den Emeritus, der am Ende dieses Jahres auch das Archiv in junge Hände übergeben wird, von Zeit zu Zeit daran erinnern, dass nicht einmal bei Genies, geschweige bei Zürcher Gelehrten die guten Absichten zählen, sondern deren Verwirklichung.

Beim vierten und grössten Themenkomplex endlich, also bei Thomas

Mann, bleibt nichts anzumahnen, auch wenn wir Hans Wysling zu widersprechen wagten, sollte er etwa behaupten, er habe nun alles gesagt, was er zu Thomas Mann zu sagen wisse, und könne sich nur noch wiederholen. Aber selbst wenn er sich in Zukunft wirklich nur wiederholen sollte, wäre das noch ein Gewinn. Würde doch manch einer von den jungen Thomas-Mann-Forschern dann gelegentlich darauf stossen, dass die eine und andere seiner stolz präsentierten Neuentdeckungen schon in einer zwanzig oder dreissig Jahre zurückliegenden Publikation von Hans Wysling zu finden gewesen wäre.

1986 hat Wysling beim ersten unserer Lübecker Kolloquien auf 25 Jahre Arbeit im Thomas-Mann-Archiv zurückgeblickt. Anhand dieses knappen Berichtes kann auch der Laie sich eine Vorstellung davon verschaffen, was im Bodmer-Haus in Form von Editionen und Quellenaufbereitung geleistet worden ist. Ohne diese Leistung wäre 1986 nicht das Fazit zu ziehen gewesen: *«Im ganzen wird man sagen dürfen, dass kaum ein literarisches Lebenswerk aus dem 20. Jahrhundert so gut erschlossen ist wie das Thomas Manns.»* Die Entschlüsselung und Präsentation der im Archiv gehorteten Quellen wurde für das von Hans Wysling geleitete Team

über Jahre hin zur Hauptarbeit. Im Rückblick von 1986 steht auch zu lesen, was Quellenforschung nicht zu sein braucht: *«Materialhuberei, Dokumentenfetischismus, Philologenfleiss und/oder -schwachsinn.»* Was Quellenforschung hingegen sein kann, wenn sie à la Wysling betrieben wird, steht da auch zu lesen: *«Sie gewährt, zusammen mit der Textgenese, Einsichten in den Schaffensprozess eines Autors und verhilft zu besserem Werkverständnis.»*

Da ist in einen Satz zusammengezogen, was nicht nur das Programm umreisst, wie es in den vielen Einleitungen und Kommentierungen einzelner Komplexe realisiert wurde. Es ist damit auch die Intention jenes opus magnum getroffen, in dem Hans Wysling 1982 die Summe seiner seit so vielen Jahren geübten Kunst gezogen hatte, die philologische Präsentation der Quellen und ihre Detailkommentierung zu verbinden mit der Ausleuchtung des Hintergrundes samt einer übergreifenden Deutung. Titel und Untertitel des Hauptwerkes weisen bereits auf diese besondere Ars combinatoria hin: *«Narzissmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull.»*

*

Hans Wysling hat eine Fähigkeit in den Dienst der Forschung gestellt, die unter den akademischen Literaturverwaltern eher die Ausnahme als die Regel ist: die Fähigkeit, sich klar und ohne pseudoesoterischen Insiderjargon auszudrücken, also unprätentiös und prägnant. Darüber liest oder hört hinweg, wer nur an Informationen interessiert ist und an der Innovationsneurose der Germanistik leidet. Wir anderen, die

davon überzeugt sind, dass es auch in der Literaturwissenschaft beinahe so wie in der Literatur selbst nicht nur darauf ankommt, was gesagt, sondern auch, wie es gesagt wird, wir schätzen an diesem Forscher vor allem auch, dass er die Sache, um die es geht, in angemessener, also literarischer Diktion statt in sachfremder, abstrakter darbietet.

Wenn einer, der wirklich schreiben kann und damit eo ipso besser schreibt als so manch preisgekrönter Literaturproduzent, wenn ein solcher immerzu über die Werke von anderen schreibt, wird ihm der melancholische Zweifel kaum erspart bleiben, ob er am Ende nicht das Beste seines Talents verschwendet habe. Wir wollen, im Falle von Hans Wysling, gegen solchen Zweifel anführen, dass unsereinem das genaue Lesen seiner meist asketisch verknappten Vorworte, Einleitungen und Kommentare oft mehr Vergnügen bereitet hat als die berufliche Pflichtlektüre etlicher Romane des letzten Vierteljahrhunderts. Als Musterbeispiel für Wyslings schriftstellerisches Vermögen sei hier, weil kaum beachtet, die Miniaturenreihe erwähnt, die er 1988 dem Band: Thomas Mann – Briefwechsel mit Autoren beigegeben hat. Es sind dies solche Autoren, mit denen Thomas Mann keine ausgedehnten Briefwechsel gepflegt hat, die aber zur Literatur- und Geistesgeschichte der ersten Jahrhunderthälfte zählen. Die 24 Kurzporträts, darunter solche von *Brecht, Canetti, Carossa, Döblin, Freud, Lasker-Schüler, Musil*, sind in ihrer Verbindung von scharfer Charakterzeichnung und Charakterisierung der oft problematischen Beziehung dieser Autoren zu Thomas Mann eine meisterliche Leistung.»

Für eine zielbewusste und rasche Privatisierung

Im ehemaligen Ostblock dominieren immer noch die Staatsbetriebe. Eine umfassende Privatisierung der Staatswirtschaft stellt deshalb ein Kernproblem des Überganges von der Zentralverwaltungswirtschaft zur Marktwirtschaft dar. Dabei stehen zwei Vorgehensweisen zur Diskussion, die rasche radikale und die schrittweise moderate. Für eine rasche Privatisierung spricht das Argument der Glaubwürdigkeit. Das Staatseigentum an den Produktionsmitteln war die ökonomische Grundlage des sozialistischen Systems. Nur eine klare und rasche Ablösung von diesem System setzt ein eindeutiges Signal für die Bereitschaft, eine marktwirtschaftliche Ordnung einzuführen. Die Privatisierung allein bedeutet allerdings nicht, dass sich die Überlebenschancen der Betriebe unmittelbar nach Abschluss verbessern. Da aber das Interesse der Privateigentümer auf einem möglichst effizienten Kapitaleinsatz basiert und seinen Niederschlag in wirklich effizienter Allokation von Mitteln findet, wird auch der Zeitdruck von dieser Seite nicht ausbleiben.

Je langsamer die staatlichen Betriebe privatisiert werden, desto grösser ist die Gefahr, dass nicht-rentable Unternehmen hohe Subventionen durchsetzen, sei es in Form direkter Staatssubventionen oder als vorteilhafte Kredite, die ein enormes Budgetdefizit bewirken und damit die Inflation anheizen; ein Prozess der besonders drastisch in Russland im Gange ist. Jede Verzögerung gibt auch denjenigen Kräften eine schädliche «Schonfrist», die am möglichst langen Fortbestand der derzeitigen Verhältnisse interessiert sind. Der Druck jener Industrielobbies und der Gewerkschaft-

ten, die zur Zeit effektiv organisiert sind, zwingt die zum Teil wenig stabilen Regierungen zu Kompromissen. Dieselbe Gefahr besteht, wenn einzelne Unternehmungen oder Branchen von der Privatisierung ausgenommen werden. Die langsame Privatisierung begünstigt also jene Strukturerhaltung, welche eine Fehlleitung der Investitionen in einer sehr sensiblen Phase zur Folge hat.

«Kleine» und «grosse» Privatisierung

In Tschechien und in der Slowakei wird die Privatisierung von kleinen Einheiten wie Ladengeschäften, Restaurants und Werkstätten als «kleine Privatisierung» bezeichnet. Sie hat bisher keine grossen Probleme verursacht. Bewerber, die keine entsprechende Einheit im Rahmen des Programms erwerben können, haben angesichts der niedrigen Zutrittsbarrieren in diesen Märkten auch die Möglichkeit, einen eigenen neuen Betrieb zu gründen.

Im Gebiet der ehemaligen Tschechoslowakei sind bereits über 30 000 Einheiten im Rahmen der «kleinen Privatisierung» an private Eigentümer übergegangen, obwohl nur tschechoslowakische Staatsbürger daran teilnehmen konnten. Falls in einer ersten Runde die versteigerten Einheiten 50 Prozent ihres Buchwertes nicht erreichten, waren Ausländer ebenfalls zugelassen. Die nach verschiedenen Verfahren durchgeführte «kleine Privatisierung» ist in der Tschechischen Republik, in der Slowakei, in Polen und in Ungarn grösstenteils abgeschlossen.

Wesentlich mehr Probleme haben sich von Anfang an bei der «grossen

Privatisierung» gezeigt. Das Volumen des Eigentümerwechsels und die vielfältigen externen politischen und sozialen Einflussfaktoren verursachen einen Zeitbedarf, der durch gute Vorbereitung und zweckmässige Organisation sowie durch konsequente Durchführung reduziert werden kann. Der Zeitbedarf ist von den gewählten Verfahren, von den beteiligten Käufern und der Art der Finanzierung abhängig. Eine grosse Erschwernis bedeutet das Fehlen funktionsfähiger inländischer Kapitalmärkte. Zeitraubend sind auch Abklärungen über Rahmenbedingungen und Vorfragen wie die Ansprüche von ehemaligen Besitzern sowie die Abklärung von institutionellen politischen und rechtlichen Fragen. Das Ausmass der Privatisierung wird gelegentlich unterschätzt. In der ehemaligen Tschechoslowakei betrug der Staatsanteil an der Wirtschaft beispielsweise nahezu 100 Prozent.

Überfremdungsängste als Informationsmangel

Ein schwerwiegendes Problem stellen die ungenügenden inländischen Sparvolumen dar sowie die enorme Angst der Bevölkerung vor dem Zustrom von ausländischem Kapital. Diese Angst hätte eigentlich schon im Vorfeld der Privatisierung überwunden werden müssen. Leider haben die Regierungen die Bevölkerung über die Bedeutung der ausländischen Investitionen nicht aufgeklärt, und die Frage, was der Einbezug ausländischen Kapitals für Vor- und Nachteile hat, wurde kaum diskutiert. Die weit verbreitete Angst vor einem «Ausverkauf der heimatischen Industrie» ruft nach einer eigentlichen Informationskampagne. Das aufgrund dieser Ängste fehlende Kapital ist ein

wichtiger Faktor, der den Erfolg bzw. Misserfolg sowie die Dauer des Überganges beeinflusst. Das Schreckensbild vom ausländischen Investor, der lediglich kurzfristige Gewinne sucht, hat sich mehrheitlich nicht bewahrheitet. Die meisten aktuellen ausländischen Investoren sind Unternehmungen mit einem festen Leitbild und einer soliden Organisation. Ihr Verhalten wird von dem in andern, westlichen Ländern kaum abweichen. Umweltbewusstsein, Kundenorientierung, Einhaltung der Rechtsordnung sowie das Zahlen von Steuern sind Verhaltensweisen, die letztlich im mittel- und langfristigen Eigeninteresse liegen und sind Bestandteile einer aufgeschlossenen Unternehmenskultur. Wenn die gesetzlichen Grundlagen einen vernünftigen Rahmen abstecken, bedeuten ausländische Investitionen keine Gefahr. Die emotionalen Ursachen der Überfremdungsängste müssen allenfalls auch auf emotionaler Ebene beseitigt werden.

Missbräuche und Verschleppungstaktiken

Die Privatisierung der grossen Staatsbetriebe sollte nicht aus sozialpolitisch motivierten Gründen aufgeschoben werden. Die Probleme, die durch die Privatisierung entstehen, vor allem die Arbeitslosigkeit, lassen sich durch direkte, sozialpolitische Massnahmen mindern. Mit einer Verschiebung notwendiger Entlassungen wird das Problem des überhöhten Personalbestandes nicht gelöst. Die Aufschiebung ist deshalb keine Lösung, weil die eigentlichen Probleme bestehen bleiben. Effiziente Faktorallokation wird mit diesem Schritt boykottiert und die Erreichung einer stabilisierten Situation extrem erschwert.

Die Staatsbetriebe beschäftigen heute mehr Arbeitnehmer, als tatsächlich für die Produktion nötig sind. Private Eigentümer werden schneller für eine verbesserte Effizienz sorgen als der Staat. Die bisher verdeckte Arbeitslosigkeit wird sichtbar, wandelt sich in eine offene Arbeitslosigkeit um, was ohne Eigentümerwechsel nur in geringerem Ausmass stattfinden würde. Die Wirtschaftlichkeit eines Betriebes wird weniger durch Beiträge an die Arbeitslosenversicherung beeinflusst als durch Überbeschäftigung. Das ganze Problem der Arbeitslosigkeit in der Phase des Überganges von der Zentralverwaltungswirtschaft in die Marktwirtschaft lässt sich um so besser lösen, je schneller die Privatisierung und damit die Ressourcenallokation durchgeführt werden können, weil damit ein besseres Wachstum der Gesamtwirtschaft zu erwarten ist.

Ein weiteres Problem, das die Situation wesentlich komplizieren und die politische Akzeptanz für schnelle Privatisierung vermindern kann, ist die Gefahr von Missbräuchen und Insidergeschäften. Gerade die spontane Privatisierung hat für negative Schlagzeilen gesorgt. Bei spontaner Privatisierung handelt es sich um Privatisierung, welche auf der Initiative basiert, die aus dem Betrieb selber kommt.

Diese Art von Privatisierung kann zwei Verläufe nehmen:

Erstens: Die Rechtsordnung ist noch nicht an die neuen Bedingungen angepasst. Es existieren Lücken in der Gesetzgebung. Gleichzeitig ist die Macht des Zentrums stark geschwächt, was sich auch in der geringen Kontrolle über die Staatsunternehmen spiegelt. Das Zurückziehen der Staatsmacht eröffnet einen grossen Spielraum für die Privatinitiative. Diese Situation kann von Füh-

rungskräften des Staatsbetriebes zu eigenen Gunsten ausgenutzt werden. Durch Gründung eines Privatunternehmens und durch vorteilhafte Verträge zwischen den von ihnen geleiteten Staatsbetrieben und ihrer eigenen Firma können sie sich grosse Teile des Vermögens von den Staatsbetrieben auf ihre Firma übertragen lassen.

Zweitens: Wenn die Führungskräfte auch gleichzeitig die Verhandlungspartner von interessierten Käufern sind – ob einheimische oder ausländische Investoren spielt keine entscheidende Rolle, können sie sich beim Verkauf von Teilen des von ihnen geleiteten Staatsunternehmens grosse private Vorteile in Form von Schmiergeldern verschaffen. Es ist folgerichtig, dass die Beteiligten solche Profite vorziehen, weil eigentlich keine Anreize existieren, welche sie motivieren, den höchstmöglichen Verkaufspreis zu erzielen. Da spielen eher negative Anreize, weil sie mit dem Verkauf von Teilen des Betriebes auch Teile der eigenen Macht verlieren oder ihre Arbeitsplätze gefährdet sind. Es ist daher kaum verwunderlich, dass bei mangelhafter Kontrolle die Staatsbetriebe eher nach der Grösse der Schmiergelder verkauft werden, anstatt nach den Ergebnissen des Liquidationsverfahrens.

Diese spontane Privatisierung wurde keinem ehemaligen sozialistischen Land erspart. Solche Privatisierungsverläufe haben die Reformen stark diskreditiert und der Privatisierung in den Augen der Öffentlichkeit grossen Schaden zugefügt. Um solchen Missbräuchen entgegenzuwirken, gibt es eine effiziente und gut wirkende Massnahme: Das gewählte Verfahren und der Verlauf der Privatisierung müssen transparent sein.

Dies kann durch eine gute Vorbereitung der gesetzlichen Grundlagen sowie durch eine kontinuierliche öffentliche

Kontrolle sichergestellt werden. Der Staat gerät dadurch unter Zeitdruck. Das Dilemma besteht darin, dass eine möglichst rasche Durchführung im Widerspruch zu einer gründlichen und durch politische Verfahren breit abgestützte Gesetzgebung steht.

Schwierige Restitution

Ein schwer lösbares Problem, das vor allem in Westeuropa unterschätzt wird, ist die Restitution, d. h. das Bemühen, den unrechtmässig Enteigneten wieder zu ihrem Eigentum zu verhelfen. In zahlreichen Fällen bereitet dies aus verschiedenen Gründen erhebliche Schwierigkeiten. Nach 70jähriger kommunistischer Herrschaft, wie in Russland, das zudem keine zuverlässigen Grundbücher kannte, ist es sehr schwierig, ehemalige rechtmässige Eigentümer zu eruieren. Zudem fehlt bei breiten Schichten das Verständnis und die Akzeptanz für die Restitutionsverfahren. Ein weiteres Problem ist die zeitliche und die historisch-politische Grenzziehung. In der ehemaligen Tschechoslowakei ist die Nationalisierung nach dem Zweiten Weltkrieg in zwei Phasen abgelaufen. Im Mai 1945 wurde schon vor der kommunistischen Machtübernahme durch Präsidialdekret das gesamte Vermögen der Deutschen, der Ungarn und der sogenannten «Staatsverräter» beschlagnahmt. Auf diese Weise sind 40 Prozent aller industriellen Betriebe nationalisiert worden. Später, im Oktober 1945, wurden alle Banken, Versicherungen, Bergwerke und Betriebe mit mehr als 500 und in gewissen Fällen auch mit mehr als 150 Beschäftigten enteignet.

Die zweite Welle der Nationalisierung erfolgte nach der Übernahme der

Herrschaft durch die Kommunisten 1948. Sie betraf vor allem die mittelgrossen und kleinen Betriebe. Es stellt sich heute das Problem, ob alles zurückgegeben werden soll oder nur der Teil, der 1948 unter den Kommunisten nationalisiert worden ist.

Bisher ungelöst ist auch die Frage der Entschädigung, falls eine Realrestitution nicht in Frage kommt. Die Entschädigung kann beispielsweise durch Aktien oder staatliche Obligationen geleistet werden. Statt der schwierigen Suche nach den ursprünglichen Eigentümern, können die Betriebe auch jenen verkauft werden, welche das beste Entwicklungskonzept für die Zukunft vorlegen. Dies wird beispielsweise in Ungarn angestrebt. Die Restitution bewirkt in vielen Fällen eine Klärung und eine Beschleunigung, in ebensovielen Fällen bremst sie aber den Vorgang, weil unklare Rechtsverhältnisse zu langwierigen Prozessen führen.

Entscheidene Signale

Weil das Privateigentum für eine funktionierende Marktwirtschaft eine zentrale Rolle spielt, ist das Tempo und das Ausmass der Privatisierung ein wichtiges Signal nach innen und aussen. Steigt der Anteil an Privateigentümern, so gilt dies als Zeichen einer zunehmenden politischen und wirtschaftlichen Stabilität, was für Investoren einen positiven Anreiz darstellt. Wie wichtig dieses Kriterium sein kann, lässt sich am Beispiel der Slowakei demonstrieren, welche durch die zögerliche Privatisierungspolitik der Regierung Investoren abschreckt. Vor dem Regierungswechsel bzw. der Teilung wurden insgesamt 650 Privatisierungsprojekte genehmigt, danach war es nur noch 30.

Für Privatisierungen ganzer Volkswirtschaften gibt es bisher kaum Erfahrungen. Immerhin hatte Chile in den siebziger Jahren ähnliche Probleme zu bewältigen. Eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen ist die Koordination der Privatisierungsprogramme mit rechtlichen und sozialen Reformen. Der Erfolg ist von einer klaren Zielsetzung und von einer konsequenten und verzugslosen Durchführung abhängig.

Michaela Merz

Literaturverzeichnis

Langhammer Rolf J., Die Assoziierungsabkommen mit der CSFR, Polen und Ungarn: wegweisend oder abweisend?, Institut für Weltwirtschaft, Kiel 1992. – Nunnenkamp Peter und Schmieding Holger, Zur Konsistenz und Glaubwürdigkeit von Wirtschafts-

reformen, Institut für Weltwirtschaft, Kiel 1991. – Pátek Jaroslav, Československé dějiny 1939–1948, Státní pedagogické nakladatelství 1973. – Prague Economic Papers, Institute of Economics, Prag 1992. – Schmieding Holger und Koop Michael J., Privatisierung in Mittel- und Osteuropa: Konzepte für den Hindernislauf zur Marktwirtschaft, Institut für Weltwirtschaft, Kiel 1991. – Schrader Klaus und Lasser Claus-Friedrich, Kompromisse statt Marktwirtschaft – Reformdefizite in der Russischen Föderation, der Ukraine, Weissrussland und den baltischen Staaten, Institut für Weltwirtschaft, Kiel 1992. – Schweickert Rainer, Nunnenkamp Peter und Hiemenz Ulrich, Stabilisierung durch feste Wechselkurse: Fehlschlag in Entwicklungsländern – Erfolgsrezept für Osteuropa?, Institut für Weltwirtschaft, Kiel 1992. – Siebert Horst, The Transformation of Eastern Europe, Institut für Weltwirtschaft, Kiel 1991.

**Gratina –
die Scheibe, die den Backofen liebt!**

Tiger Schmelzkäsespezialitäten aus dem Emmental